

(Nachdruck verboten.)

93]

## Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Ich werde es nicht vergessen,“ antwortete Steinert dienernd. „Und was die Schauspieler anbelangt, um darauf noch einmal zurückzukommen, so habe ich bereits den ganzen Agententrog in Bewegung gesetzt. Ich glaube in Ihrem Einverständnis zu handeln, wenn ich nur erstklassige Leute engagiere.“

„Davon verstehe ich ja nichts. Nach der Richtung verlasse ich mich auf Sie.“

„Sie werden mit mir zufrieden sein. Das Personal soll des Rahmens würdig sein, den Sie schaffen.“ Und plötzlich in sein Idiom verfallend: „Was, meinen Sie, wird das noch für eine Arbeit sein!“

Kessler lachte unwillkürlich auf. Seine gute Laune schien wieder hergestellt.

„Nehmen Sie's mir übel, Herr Baumeister,“ fuhr Steinert fort, indem sein Gesicht plötzlich von einem wehmütigen Zug beherrscht wurde, „wenn ich 'mal ganz frei von der Leber weg rede?“

„Im Gegenteil . . .“

„Es kommt mir manchmal so vor, Herr Baumeister, als ob Sie mir nicht mehr so gut wären wie früher.“

„Wie komisch Sie sich ausdrücken, Steinert! Haben wir denn jemals ein Verhältnis miteinander gehabt?“

„Späßen Sie nur, Herr Baumeister! . . . Gewissermaßen ja, möchte ich meinen.“

„Gewissermaßen haben Sie auch recht.“

„Wollen Sie mir sagen, wieso ich Ihr Vertrauen verscherzt habe?“

„Das ist eine fixe Idee von Ihnen.“

„O nein, dafür habe ich einen Instinkt.“

„Steinert, Sie dürfen nicht zu schlau sein. Ich glaube,“ fuhr er fort, „Sie gehören zu den Leuten, die überschlau sind und deshalb im Leben immer scheitern.“

„Kann sein, daß daran etwas Wahres ist,“ entgegnete er in gebückter Haltung. Und mit einer sehr nachdenklichen und verforzten Miene schien er auf einmal in seine Vergangenheit hinabzutauschen und nachzugrübeln, weshalb er all sein Lebtage nicht auf einen grünen Zweig gekommen war.

„Herr Baumeister — das Leben ist ein Irrgarten,“ sagte er dann wie erwachend; „wissen Sie, ich will zufrieden sein, wenn ich noch einmal auf meine alten Tage . . .“

Er brach wieder ab und trat ganz dicht an Kessler heran. Und kaum hörbar brachte er hervor:

„Manchmal hab' ich so 'ne Ahnung, als wenn ich wieder der Geleitete sein würde . . . Passen Sie auf, Herr Baumeister, ich werde das gelobte Land sehen, aber nicht betreten.“

„Steinert, werden Sie nicht sentimental!“

„Sie werden mich nie beiseite schieben, Herr Baumeister?“

Es kam halb ängstlich, halb lauernd heraus.

„Sie ernten mit, wenn wir überhaupt ernten — mein Wort darauf! Wenn ich mir's so überlege, ist eigentlich Ihr Verdacht für mich beleidigend . . . Bis jetzt hatten Sie doch keinen Grund zu solchen Ansichten.“

„Nein, Herr Baumeister . . . Nur so ein dunkles Gefühl hatte ich!“

Er atmete bei diesen Worten tief auf.

„Gefühl ist Frauensache . . . Männer halten sich an Tatsachen und nicht an Gefühle.“

„Ich will Ihrem Rate folgen.“

Beide schwiegen jetzt eine lange, lange Weile. Und Kessler wartete offenbar darauf, daß sich sein Versuch nunmehr empfehlen würde.

Aber Steinert ging nicht, da er noch etwas auf dem Herzen hatte. Und ganz vorsichtig rückte er damit heraus.

„Wissen Sie, Herr Baumeister, womit mein Unglück im Leben angefangen hat?“

„Ich kann doch keine Rätselfragen raten.“

„Ich hab' mich verplempert.“

„Das ist anderen auch passiert.“

„Mag sein! . . . Ich kann Ihnen aber sagen — es ist

die größte Dummheit, die man begehen kann! . . . Ein kluger Mensch verplempert sich nicht . . . ein kluger Mensch denkt an die Zukunft.“

„Warum erzählen Sie mir das gerade jetzt?“

„Werden Sie mir doch nicht böse sein, wenn ich . . .“

„Mensch — schenken Sie sich die Borreden!“

„Gut! Also ohne Einleitung und ohne Borrede! Haben Sie Verhältnisse, soviel Sie wollen, aber binden Sie sich nicht . . . sparen Sie sich auf! Ein goldenes Ruhefissen ist das beste Gewissen, hat mein Vater immer gesagt . . . Wenn alle Stricke reißen, bleibt einem immer als letzter Ausweg immer noch eine gute Partie,“ schloß er seufzend und mit abgewandtem Blicke.

„Sind Sie endlich fertig?“

Wie von einem Schläge getroffen, fuhr Steinert zusammen. Er stammelte unverständliche Worte und mied es, den Baumeister anzusehen.

„Für alle Zukunft möchte ich Sie also ersuchen, sich nicht mit meinen Privatangelegenheiten zu befassen! Wir haben nur geschäftlich zu tun — rein geschäftlich,“ wiederholte er in brüskem Tone.

„Hab' ich nicht gesagt, Sie würden böse werden! . . . Was bin ich für 'n Esel, daß ich mir den Mund verbrennen mußte!“

Und mit einem schnellen Griff suchte er seines Zylinders habhaft zu werden und an den Wänden entlang die Tür zu erreichen.

Bei diesem ängstlichen Fluchtversuch machte er eine so komische Figur, daß Kessler Mühe hatte, seine Haltung zu bewahren.

Als aber hinter Steinert die Tür sich geschlossen hatte, brach er in ein lautes, unbändiges Gelächter aus. Dann trat jedoch ein ungteter Zug auf sein Gesicht und seine Stirn wurde faltig.

Wie durfte dieser Butsche so mit dir sprechen? fragte er sich im stillen . . . Woher nahm er den Mut dazu? . . . Hat er eine solche Kenntnis meines inneren Wesens, daß er das wagen konnte? . . . Bin ich wirklich der, für den er mich hält? . . .

Und plötzlich glaubte er einen Zusammenhang zwischen Grete Anders' Aeußerung und der elenden Zummung dieses Butscher zu finden . . . Das ist ja alles Unsinn, dachte er und riß weit die Fensterklügel auf, um frische Luft einzuatmen . . .

### Zweiundzwanzigstes Kapitel.

An einem der nächsten Tage erschien Herr Freitag im Bureau Frenzels. Kessler und Steinert hatten ihn dazu veranlaßt. Es hatte lange ihrer Ueberredungskunst bedurft, ehe Freitag sich dazu entschloß. Sie hatten ihm auseinandergesetzt, seine Angelegenheit sei so kompliziert und schwierig, daß man den Rat eines besonders klugen und gerissenen Menschen einholen müsse, und daß sie in Frenzel die geeignete Persönlichkeit endlich gefunden hätten.

Freitag hatte mit großen, starren Augen zugehört, und dem Baumeister wurde unter diesen todestraurigen Blicken unheimlich zumute.

Nach langem Schweigen sagte Freitag:

„Baumeister, Sie wissen, mir ist im Leben übel mitgespielt worden. Sie sind der einzige Mensch, zu dem ich nach Jahr und Tag wieder Vertrauen habe . . . Sie verstehen, was das für mich bedeutet, Baumeister.“

Kessler nickte stumm. Er hatte das Gefühl, als ob er diesen armen Teufel an der Kehle würgte.

„Nämlich, ich kann mir nicht denken,“ fuhr Freitag unbeirrt fort, daß Sie einer gemeinen Handlung fähig wären . . . Ich habe einen blinden Glauben an Sie.“

„Den dürfen Sie auch haben,“ warf Steinert ein.

Freitag überhörte diese Worte.

„Ich habe sozusagen einen Knacks,“ sagte er leise.

Es klang wie das demütige Eingeständnis einer großen Schuld.

In demselben Augenblick hatte Kessler das klare Bewußtsein seiner Treulosigkeit.

Ich begehe eine Zusage, wie sie toller nicht auszusprechen ist — und wehre mich nicht dagegen! Was ist aus mir geworden! . . .

Einen Moment hatte er den Drang, das ganze Lungen-  
gewebe zu zerreißen.

„Was ist aller Ruhm wert,“ dachte er, „wenn man ihn  
mit solchen Mitteln erkaufen muß!“

Und die reine Seele Grete Anders' stieg vor ihm auf,  
die keine ehrgeizigen Wünsche kannte, die in sich einen so hohen  
Selbstwert trug, daß sie fremder Anerkennung nicht bedurfte.

Aber alle seine Erwägungen fielen zusammen, als Steinert  
behutsam von dem Theater zu reden anfing und schließlich da-  
mit herausrückte, daß Freitag noch weitere zehntausend Mark  
zu dem Unternehmen vorstreden mußte — natürlich wiederum  
gegen hypothekarische Sicherheit.

„Ja, das kann ich ja gar nicht,“ antwortete Freitag. Seine  
Miene wurde hüfllos und schüchtern. „Sie überschätzen mich,  
meine Herren! Ich hatte damals eine kleine Summe flüssig.  
Im übrigen lebe ich von meiner Pension und den Zinsen eines  
sehr kleinen Vermögens. — Ich kann das beim besten Willen  
nicht,“ setzte er entschuldigend hinzu. „Zehntausend Mark sind  
für mich eine Vagatelle, sobald der Prozeß gewonnen ist —  
aber heute . . .“

Steinert wurde beredsam.

„Wir verzinsen das Geld mit fünf Prozent — eine  
sicherere Anlage gibt es gar nicht!“

Und als Freitag darauf nicht reagierte, spielte er seinen  
höchsten Trumpf aus und sagte:

„Außerdem verschlägt es uns nichts — um alle Ihre Be-  
denken zu zerstreuen — Ihnen die Zinsen für drei Jahre vor-  
auszubehalten.“

Dies Argument schlug ein.

Schwerfällig setzte sich Freitag hin und schrieb eine An-  
weisung auf die genannte Summe.

Dann schleppten ihn beide Herren in das Kontor Frenzels  
und begaben sich darauf selbst eiligst auf die Bank.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Nordische Schlittenreisen.

In unseren gemäßigten Ländern wird beim Herannahen des  
Winters der Boden seines farbenprächtigen Gewandes entkleidet,  
die Blumen verblühen, die Blätter fallen, die Erde wird grau,  
nüchtern, monoton; nach der Ernte ruht sie sich aus und schläft, und  
ein großer Teil der Menschen darf sich ebenfalls von schwerer Arbeit  
Ruhe gönnen, ohne durch das strenge Klima zu einer anderen  
Lebensweise gezwungen zu sein. Im äußersten Norden dagegen, in  
Lapland, in Rußland, in Sibirien, Kanada und Alaska geht eine  
so vollständige Metamorphose der Natur vor sich, daß daselbe Land  
zwei verschiedenen Welten anzugehören scheint und die Einwohner  
eine neue Art des Daseins adoptieren müssen. Und diese Meta-  
morphose ist bisweilen so brüsk, wie ein Szenenwechsel auf dem  
Theater. Oft zieht in wenigen Tagen die Erde ihre „Livree“ aus,  
um eine ganz und gar verschiedene anzunehmen. Herrscht im  
Sommer nur zwei oder drei Monate hindurch der Tag, und versendet  
dann die Sonne ihre blendenden Strahlen, so schwingt während der  
übrigen Zeit die niederdrückende und entnervende Polarnacht ihr  
Szepter, herrschen Schnee und Eis, Schweigen und Tod. Alles ist  
weiß, einformig weiß, fast möchte man sagen, zur Verzweiflung weiß.  
Während aber in unseren Ländern der Schnee nur zu oft ein  
Hindernis des Verkehrs bildet, ist er in den Ländern des Nordens  
das ausgezeichnetste und einzige Mittel, ihn aufrecht zu erhalten.

Im Sommer sind Lapland, Rußland, Sibirien, Kanada und  
Alaska von ungeheuren Sümpfen auf weiten Gebieten durchzogen,  
der Boden ist stellenweise mit Wasser bedeckt und nur Schlamm, in  
den die Pferde bis zum Bauche einsinken. Kommt aber die Kälte,  
so wird der Boden fest, und über diese erste Decke bildet bald der  
Schnee eine zweite, auf der die Eingeborenen mittels der Holz-  
schuhe, Eisz, oder der Schlitten ungeheure Flächen mit fabelhafter  
Schnelligkeit zurücklegen. So verlassen sie die Pelztiere, begeben sich  
in die benachbarten Lager oder Dörfer, um zu handeln, und trans-  
portieren ihre Produkte, um sie auf den Märkten zu verkaufen.

Im Norden ist der Winter die Zeit der Tätigkeit, die „Saison“  
der Arbeit und der Transporte. Im Dezember ist mitten in der  
Winternacht mittags die Dunkelheit ebenso stark wie um Mitternacht.  
Nichtsdestoweniger eilen die Schlitten durch die schneebedeckten, einsam  
liegenden Landschaften beim ungewissen Schein des Nordlichtes oder  
des Mondes. Kommt der Januar und steigt die Sonne höher am  
Horizont, so werden zahlreiche Reisen veranstaltet; gerade in dieser  
Zeit finden fast alle Märkte im Norden statt.

Indessen wäre es ein Irrtum anzunehmen, daß diese eigentliche  
Reisezeit keine oder nur wenige Gefahren in sich birgt. Verhältnis-  
mäßig noch am gefahrlosesten sind die Fahrten der Lappen, die auf  
ihren von Renttieren gezogenen Schlitten, den sogenannten „Pulks“,  
auch bei weitem nicht so große Entfernungen zurücklegen wie die  
Nomaden Sibiriens oder Alaskas. Hier wie dort ist der Schlitten  
meist ein leichtes Rahmenwerk aus Birkenholz, die Rufen auch wohl

vom faserigen Fichtenstamm und mit Walfischbein unterlegt. Ge-  
wöhnlich sind die Schlitten etwa 3 Meter lang und nur 50 Zentimeter  
breit, dabei auffallend niedrig. Die Schlittenbank läuft vorn in  
kleine Hörner aus, während hinten zwei Krummhölzer nach Art eines  
Pflugsterzes aufragen, die zum Festhalten und Lenken des Gefährtes  
dienen. Die einzelnen Latten und Querhölzer sind unter sich durch  
starke Sehnen und Fellstreifen verbunden. Am ganzen Schlitten  
ist weder Nagel noch Schraube. Das macht ihn überaus leicht und  
elastisch und läßt ihn all die vielen harten Puffe und Stöße, denen  
er entgegengeht, leichter verschmerzen.

Die Zahl der für einen Schlitten notwendigen Hunde ist ver-  
schieden. In Grönland spannt man acht, in Kanada vier, in Alaska  
neun bis zwölf, im östlichen Sibirien 12 bis 28 an. An den Ufern  
der Lena können 12 Hunde einen Schlitten mit einer Ladung von  
180—225 Kilogramm ziehen. In manchen Ländern wird die Meute  
vorn in einer Linie angespannt, in anderen in einer Breitreihe je  
zwei und zwei zusammen. Ist der Schnee hart gefroren, so können  
sich die Hunde leicht die Pfoten an dem harten Eise verletzen. Daher  
ziehen ihnen die Eskimos Handschuhe an, kleine, sehr dicke Säde aus  
Fell. Würden in diesen Einsäden die Hunde nicht mehr weiter können,  
so wäre den Insassen der Schlitten der Tod sicher. Während auf  
Alaska gewöhnlich sehr schnellfüßige Eingeborene, die sogenannten  
Marattans, etwa 20—30 Schritt vor dem Gespann herlaufen, werden  
auf Grönland die Schlitten durch den Leithund geführt, der den  
Trab angibt und seine übrigen Hunde „korrigiert“, wenn sie an-  
fangen Dummheiten zu machen. Ein prächtiges Schauspiel bietet  
ein solches Gespann von neun und mehr zottigen Eskimohunden  
mit ihren ausgestreckten, roten Zungen, ihren nach rückwärts ge-  
reckten, spitzen Ohren und den gradlos über den Rücken gelegten  
Wedeln, hinstäubend über das glühende Nachfeld. Aber nur zu  
rasch und jäh wird die schöne Fahrt oft plötzlich unterbrochen. So-  
bald die Hunde angespannt sind, scheint sich ihre Natur zu ändern,  
sie werden halbwild und sind fast nicht zu zügeln. Sie scheinen über-  
haupt gar nicht die Vorstellung zu haben, daß sie etwas ziehen sollen,  
sondern bloß die fixe Idee, einen Punkt erreichen zu müssen, sei es  
den Führer oder sonst eine Sache, die ihnen begegnet oder die ihr  
Spürstann wittert. Plattert ein Schneehuhn vor ihnen auf, oder  
kommt sonst ein wildes Tier, Wolf, Bär u. a., so sind sie nicht mehr  
zu halten. In fliegender Eile stürmen sie hinterdrein, gleichviel in  
welcher Richtung die tolle Jagd geht. „Bei einer Fahrt zweier  
Russen,“ erzählt ein Missionar, „ließ vor ihnen ein Reh quer über  
den zugestrotzten Fluß. Sofort waren die Hunde wie der Sturm-  
wind hinter ihm her. Einer der Russen wurde seitwärts in den  
Schnee geworfen, der andere suchte umsonst die Meute zum Stehen  
zu bringen. Fort ging's, hast du nicht gesehen. Das Reh ver-  
schwand im Walde, die Hunde ihm nach. Nach zwei Tagen kehrte  
der Russe mit den Trümmern seines Schlittens zu dem abgeworfenen  
Freunde zurück.“

In den Küstenstrichen führt die beste und fahrbarste Straße  
gewöhnlich über die eiserharte See, quer über eine tief ins Land  
einschneidende Bucht. Hier kommen manchmal große Strecken offenen  
Wassers vor. Sie bilden eine der Hauptgefahren für den Wanderer,  
der auf der Eissee von Nacht und Sturm überrascht wird. Längs  
der Küste dehnt sich ein fester, unbeweglicher Eiszügel, der meilen-  
weit ins Meer hinausreicht. Daran stößt das unabsehbare Nebier  
des Flöz-Eises, das unter dem Einfluß von Wind und Flut sich fort-  
während ändert. Wenn die Flut küstwärts geht, so drängt diese  
bewegliche Eismasse mit und gefriert mit dem Küstengürtel so in eins  
zusammen, daß man nicht unterscheiden kann, auf welcher Seite Eis  
man sich befindet. Strömt die Flut von der Küste zurück, so bricht  
das Eis an zahlreichen Stellen, und große Lagunen offenen Wassers,  
an denen die Seehunde sich einstellen, trennen die Eismassen. Wird  
nun ein Wanderer beim Flutwechsel auf schwimmendem Flöz-Eis  
überrascht, so ist er in gefährlicher Lage. Vielleicht daß die Flut  
beim nächsten Wechsel den Eiszügel wieder an die Küste treibt, und  
dann ist ein Entkommen leicht, vielleicht ist aber der Wind zu stark  
und treibt die Riesenscholle so weit in die offene See, daß eine der  
starken Strömungen des Beringmeeres sie erfasst und entführt.  
Jeden Winter werden einzelne Eskimos bei der Seehundsjagd in  
dieser Weise überrascht und ins Verderben gerissen.

Noch schlimmer ist die Fahrt auf den gefrorenen Flußbetten,  
namentlich an Stellen, wo die Heftigkeit der Strömung oder zahl-  
reiche Inseln im Strombett eine regelmäßige Eisbildung er-  
schaffen haben. Diese über alle Beschreibung schwierigen Passagen  
erschrecken sich oft mehrere Kilometer weit. Schlitten und Hunde  
werden zum Hindernis; denn fast bei jedem Schritte gerät alles  
wieder in Unordnung. Die Tiere fallen übereinander, verstriden  
sich in das Gezähe, müssen immer losgeschirrt und angespannt  
werden. Um vorwärts zu kommen, muß man stellenweise auf allen  
Vieren vorankriechen und mit Händen und Füßen sich an dem glatten,  
kantigen Eisgeröll emporarbeiten. Oft muß zum Weil oder zur Art  
gegriffen werden, um freien Durchgang zu schaffen. — Eine andere  
Gefahr auf diesen Flußfahrten im Winter bilden die vielen, oft  
großen Luftlöcher im Eise. Solange es hell genug ist, kann man sie  
leicht bemerken an den Dampfswollen, die darüber hängen. Bei Nacht  
und trüber Bitterung aber sind sie eine ernstliche Gefahr. Auch  
wenn es bloß bei einem eisigen Bade bleibt, so ist dies bei der furcht-  
baren Kälte eine recht unangenehme, peinliche Sache, die schlimme  
Folgen haben kann. Gar nicht selten kommt es vor, daß das Eis  
an schwächeren Stellen unter der Last des Schlittens bricht. Als  
Missionar Seghers einst mit seinem Hundegespann auf dem Kiukuf-

Flusse nichts ahnend dahinfuhr, rief plötzlich der Russe, der hinter ihm folgte, ihm zu: „Skoro, skoro, apred!“ (Schnell, schnell, voran!) Erschreckt sah nun Seghers, wie die Eisdede unter dem Schlitten wankte und sich bog. Es gelang gerade noch, rechtzeitig auf eine festere Schicht zu gelangen, als hinter ihnen das Eis krachend in Stücke ging und in der Tiefe verschwand. Eine Ursache solcher offenen oder schwach bedeckten Stellen dürften nach Wäpmer die zahlreichen warmen Quellen sein, die auch im Winter nicht gefrieren.

Der gefährlichste Feind auf den Winterreisen im hohen Norden sind aber die Schneestürme, die oft mit unerhörter Wut rasen. Wie der Samum den roten Sand der nubischen Wüste aufwühlt, so peitscht der Schneesturm gewaltige Wolken feinen Schnees vor sich her über die flache, trostlose Tundra. Der feine Staub der wild durcheinander wirbelnden Eisp splitter blendet die Augen, während das Rauschen des Sturmes und die schneidend gewordene Kälte erstarrt und betäubt. Ein Glück ist es dann noch, wenn man den Sturm nicht gegen sich hat. In diesem Falle bleibt nichts übrig, als sich hinter dem Schlitten zu verbergen und das Schlimmste über sich ergehen zu lassen. Oft hält ein solcher Schneesturm tagelang an, und sehr leicht kommen dann selbst die als Führer trefflichen Estimos vom richtigen Wege ab. Da sind es oft allein die Hunde, denen der Mensch die Rettung verdankt.

Wir geben, um ein Beispiel anzuführen, wiederum einem Missionar, dem Vater Tosi, der bei einer solchen Reise den Weg verloren hatte, das Wort: „Da der Wind,“ so schreibt er, „unglücklicherweise gegen die Richtung der bewohnten Striche hinwehte, konnten die Hunde das Dorf nicht wittern, und so irrten wir ins Blaue, und es blieb uns nichts übrig, als uns in unser Schicksal zu ergeben und die Nacht im Freien, d. h. in einem Eisloche, zuzubringen. Am folgenden Morgen gaben wir uns alle Mühe, den Weg zu finden, und auch die Hunde, die 30 Stunden lang keinen Bissen mehr erhalten hatten, strengten ihren Spürsinn an, und derselbe ließ sie denn auch nicht im Stich. Hat man die Richtung verloren, so ist es in den meisten Fällen am besten, die Hunde spüren zu lassen. So war es auch diesmal, die Tiere hielten stille und schauten erst fragend nach ihrem Herrn um, um Order zu erhalten. Als das Zeichen ausblieb, streckten sie die Köpfe in die Höhe und schnupperten in der Luft umher. Nach wenigen Augenblicken wedelten sie freudig mit den Schwänzen, ein Zeichen, daß sie die Spur gefunden. Nun rasten sie in tollem Ungestüm in der Richtung weiter und hielten nicht mehr still, bis sie vor der ersten Hütte standen. Ich habe öfters die Erfahrung gemacht, daß die Tiere von der Stelle, wo sie die Spur gewittert, bis zum Dorf noch 10—15 und mehr Kilometer zu laufen hatten. So wunderbar fein und scharf ist der Geruchssinn dieser klugen Tiere.“

Man kann sich daher wohl das lebhafteste Gefühl der Freude vorstellen, das die Herzen der Reisenden durchzieht, wenn nach langer, gefährlicher Fahrt über Schnee und Eis endlich ein Dorf erreicht wird. Selbst in der übertriebenen Atmosphäre der Erdwohnung ruht es sich immer noch besser, als in den improvisierten „Nachtberbergen“, die man sich in den Schneehügeln im Freien gräbt, und das Ungeziefer und den Quasim nimmt man gern in Kauf, wenn man sich dadurch den Rheumatismus fernhält, der nur zu oft eine Folge des Lagerens im Freien ist. — Wolfgang Geise.

## Kleines feuilleton.

er. Auflauf. Zuerst waren es nur drei Menschen gewesen, die über das Brückengeländer sahen, dann war es plötzlich ein ganzer Haufe geworden. Möchte der Himmel wissen, woher sie gekommen, aber sie waren da und wurden mehr und mehr. An beiden Seiten des Kanals zog sich eine lange, schwarze Schlange hin, die wuchs und wuchs; einige Hundert neugieriger Gesichter beugten sich über das Geländer: jeder, der vorüberging, blieb stehen; wer auf der Brücke nicht mehr vorne ranlam, ließ eiligst an dem Ufer hin, es war ein Gorchien und Fragen und Lufscheln.

„Was ist denn eigentlich los?“

„Ja, ich weiß nicht.“

„Ist doch Keener ertrunken?“

„Ich weiß auch nicht.“

„Es wird 'n Schiff durchgeschleppt.“

„I jottbewahre, da is doch kein Schiff nich! Wo denn?“

„Na was steht man denn hier? Worauf warten se denn?“

„Ich weiß nich.“

„Immer dieselbe Antwort. Niemand „weiß“, aber alle Häufe reden sich. Eine Dame sagt sentimental: „Wenn man bloß kein Hund in's Wasser gefallen ist, ich kann's nicht sehen, wenn ein Hund ertrinkt. Ist wirklich kein Hund drin?“

„Ich weiß nicht.“

Eine Stimme von irgend woher schreit: „Jetzt kommt's, jetzt kommt's!“

„Was kommt denn? Wo denn?“

„Da is es ja, da kommt's raus!“

„Unter de Brücke, seh doch, seh doch!“

„Na zum Donnerwetter, lassen Se einen doch ooch mal kochen!“

„Au — stoht doch nich so!“

„Was ist denn nun überhaupt los? Was ist es denn?“

„Ja, ich weiß doch nich, 's schwimmt da was.“

„Ach, wenn es nur bloß kein Hund ist,“ wimmert die Dame.

„Nicht wahr, es ist doch kein Hund?“

„Nee, vielleicht bloß 'n Keener Kind!“ ruft eine spöttische Stimme. Das Wort wird aufgefangen: „Wie sagt er? Was?“

„'n Kind soll drin liegen. Horcht doch mal, 'n Kind!“

„'s ist 'n Kind ertrunken.“

„Ach ja, die arme Mutter!“

„Na, was paßt sen nich auf? Ewig stehen die Weiber und Klatschen, und derweile fallen ihre Kinder in 'n Kanal.“

„Jetzt muß se 't gleich unter de Brücke vor sein! Ja, seht mal, da is es, das sieht auch aus wie 'n Kind!“

„Aber solche Dummelei von die Mutter, son Keenes Kind ins Wasser fallen zu lassen!“

„Verhauen sollten se das Weib so lang wie se is.“

„Aber tuat doch mal, das is ja gar kein Kind nich.“

„Das sieht ja bloß so aus, wie 'n Kind, das is ja 'n Bündel Lumpen!“

„Das is ja 'ne Frau, die schwimmt mit de Kleider nach oben!“

„Nee, nee, das ist auch keene Frau nich. Seh doch mal, seh doch mal, das is 'n Paket!“

„Ach ja, 'n Paket! Was is 'n da drin eingewickelt?“

„Da is am Ende wieder 'n Mord passiert? Det wird schon so sein, det wird wohl in Mord sein.“

„Natürlich, was soll's denn auch anders sein? Um was andres wirft man kein Paket ins Wasser.“

„Det is 'n Mord, was da rum schwimmt.“

„'n Mord! 'n Mord!“

Ein dumpfes Gemurmel läuft durch die Menge, die Köpfe reden sich noch höher, mit einer Art grausigen Vergnügens sehen Hunderte von neugierigen Augen auf das schwimmende Etwas im Wasser.

„Da is 'ne Kinderleiche drin eingewickelt, sollt mal sehen.“

„Nee, des kann auch 'ne zerschnittene Frau sein! Seht doch mal, da haumelt ja auch was runter, da haumelt 'n Arm runter.“

„Ja — ja da haumelt 'n Arm runter“ —

„Huch, das ist ja gräßlich!“ Ein junges Mädchen lehnt sich halb ohnmächtig an einen Baum.

„Komm bloß weg, komm, mir wird schlimm!“

„Na, ob sie nu da wer'n 'n Mörder kriegen?“

„Ach jottbewahre, den kriegen se ooch nich. Mörder werden überhaupt nich gekriegt.“

„Aber 'n Schutzmann kommt jetzt wenigstens! Seh doch, jetzt kommt er mit 'n Rettungskahn!“

„Als ob noch grade vill zu retten is, wenn eener zerschnitten im Kanal rumschwimmt!“

„Na aber, er muß ihr doch wenigstens rausholen!“

„Jawoll, rausholen muß er ihr.“

„Det er man nich vorher selber rinplumpst. Kinder, der rudert ja! Seht doch, wie det schuntelt!“

„Aber jetzt hat er ihr! . . . Huch, der kommt hierher an de Treppe. Nee, laßt mir wech, ich kann's nich sehen, ich kann keene Doten sehen, nee!“

Eine Frau bricht sich aus der Menschenmauer Bahn, die Lücke hinter ihr schließt sich sofort, man spricht nicht mehr, man steht bloß und starrt. Der Schutzmann treibt das Bündel mit dem Ruder nach der Wasserterre, springt da aus dem Boot, hückt sich und hebt es auf . . . Ein Moment atemloses Stillschweigen — dann auf einmal ein brausendes Gelächter. Es pflanzt sich durch die ganze Straße fort: „'n Sad is es, Kinder, 'n oller Sad mit Dred!“

„'n Sad! 'n Sad!“

Die schwarze Schlange am Kanalgeländer ist im Nu zerbrochen.

„Na, so'n Quatsch!“ sagt die Frau, die Tote nicht sehen kann. „Na, so'n Quatsch, wenn's weiter nicht is! Und um so'n Quatsch steht man hier und lauert 'ne Stunde! Mein Milchreis is derweile bestimmt angebrent!“ —

ro. Lorke. — Frau A.: Mir kribbelt det schon unter die Füße! Derf id Jhu'n vielleicht Sonntag nachmittag bei einem Tässelen Lorke erwarten, Frau Nachbarn? Frau B.: „Det können Sie, wenn Sie wollen. Wir können dann den angefangenen Schmad zu Ende bringen. Mein Oller schläft sich denn doch von die Morgen-sprache aus und merkt nicht.“ Frau A.: „Na, denn man zu, adjees ooch!“

Was eigentlich bei der Tasse Lorke erörtert worden ist, habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. Wir sind in diesem Punkte nur auf Vermutungen angewiesen, die wir nicht so sehr nach der argen Seite hin anstellen wollen. Hoffentlich ist das Gericht gelinde ausgefallen, nicht aber das Getränk, obgleich es, dem Namen Lorke nach zu urteilen, den Anschein hat.

Wegen des hohen Preises ist es ärmeren Leuten fast unmöglich, reinen Kaffee zu trinken, und so sind sie denn gezwungen, dem Kaffee Bickorien oder sonst ein Ersatzmittel, dem Bickorien zugefetzt ist, beizumengen. In richtiger Würdigung dieser Sachlage und mit einem guten Stück unverborbener Laune hat das Volk den Kaffee mit vielen Spottnamen örtlicher Geltung belegt. So heißt er in Schwaben Klämpel, in Bayern Hugelwasser oder Hugelbrühe, in Sachsen Kaffeepantsch und zuletzt ebenfalls in Sachsen und zwar in Leipzig Lurke oder Lorke. Hierfür gibt Jakobson in seinem technologischen Wörterbuch (Berlin und Slettin 1771—1793) die Erklärung: ein geschmackloses, trübes Getränk. Eigentlich aber bedeutet Lurke: Nachwein, Tresterwein. Denn Johannes Colerus in seinem Hausbuch (Wittenberg, 1604) läßt sich folgendermaßen darüber aus: Die Lurke macht man also: wenn der Wein aus den Weintrauben gepreßt ist, so geußt

man sein klar und rein frisch Wasser auf die ausgeprezte Trauben und Hülsen, und presst sie noch einmal, was alsdann davon lauft, heißt man die Lurke.

Ihm auf den Stamm des Wortes zu kommen, streicht man die letzte Silbe, *le*, die nur Verkleinerungsstelle ist, vom Wortkörper ab und behält die Form *Lur* übrig, die auch als *Lauer* vorkommen ist.

Welt gibt ihren Hochzeitsgästen erstlich gerne guten Wein, und zu letzte sauern *Lauer*, wenn sie nun bethört sein.

Lagau 1. 236.

Last ab, liebe Herren, last ab, es ist euch zu stark, das Trunklin, ihr möcht wahrlich lieber Essig oder *Laur* dafür trinken.

Luther 4, 303.

*Lauer* oder *Lur* ist eine Umdeutung des lateinischen *lora*. Nachwein, Tresterwein, das schon im Althochdeutschen *lura* oder *lurra* lautet. Es ist also der zweite Aufguss, dünnes Gefäß, das die menschliche Seele nicht in die Höhe hebt, sondern das Gemüt last läßt.

### Theater.

Schiller-Theater O. „Im Hasen“. Drama in 3 Akten von Georg Engel. — Engel, der vor ein paar Jahren mit dem Schauspiel „Ueber den Wassern“ im Lessing-Theater debütierte, zeigt in dem neuen, in der Provinz schon mehrfach mit Erfolg gespieltem Stücke eine erfreuliche Fortentwicklung dramatischen Talentes. Bei dem gegenwärtigen Stande unserer Bühnenproduktion war es ein dankenswerthes Unternehmen, das Drama nun auch auf einer hauptstädtischen Bühne vorzuführen. Die Art aber, in der das Schiller-Theater — ich konnte leider erst der zweiten Vorstellung beiwohnen — die übernommene Aufgabe löste, war mehr als dankenswert. Von einer mittelmäßig besetzten Rolle abgesehen, zeigte das Spiel eine so durchgebildete künstlerische Reife, eine solche die Intentionen des Dichters aus eigenem Vermögen ergänzende Kraft und Naturwahrheit, wie man sie sonst nur auf den ersten Bühnen antrifft.

In dem Gerippe des Stüdes erinnert einiges an Dreher's „Winterschlaf“. Auch hier ist ein aus der großen freien Welt unter abseits lebende, stille Menschen verschlagener junger Mann, der Gegensatz modern freigeistiger Ideen und stagnierenden Konserwatismus. Auch hier ein weibliches Wesen, schmachtend unter der freudlosen Oede dieses Daseins, dem der Eindringling als ein Erlöser ihrer Dual erscheint. Uebrigens interessiert bei Engel der junge Mann, ein Ingenieur, der mit großen Plänen sein heimatisches Fischerdorf aufsucht, am wenigsten. Die Gestalt bleibt in dem allgemeinen Umriß stecken, und die Reden, mit denen der Jüngling sein Recht der freien Liebe verteidigt, machen, (aber vielleicht liegt das auch in des Autors Absicht) den Eindruck ziemlicher Grünheit. In dem der Dichter aber die Liebesgeschichte der beiden jungen Leute mit einer Ehetragödie verflucht und diese entscheidend in den Vordergrund rückt, gibt er der Handlung ein selbständig eigenartiges Gepräge. Was bei Dreher die Hauptache, ist hier zu einem Moment in einem größeren Ganzen herübergeleitet.

Die zentrale Figur des Stüdes ist der treuherzige, grüblerische Fischer Drühs, der Stolz und die Stütze des eiserwilligen Herrn Pastor. Schwer trägt er an dem Argwohn, daß seine hübsche, zierliche Frau, die als Pflegerin im Lehrershaus so viel gelernt hat, vor der Ehe einen andern, ihren Jugendgespielen, Heinrich Zerner, geliebt hat; und ebenso drückt es ihn, daß er mit all seiner Güte die zurückhaltende Schen, die Traurigkeit in Hedwigs Mienen nicht bannen kann. Als Heinrich wiederkehrte, und der Fischer sieht, wie seiner Frau die Augen leuchten, da wird die Qual ihm unerträglich. Vor dem Krusitz, bei dem Haupt ihres Kindes soll Hedwig schwören, daß sie Heinrich sich niemals hingegeben habe, nie hingehen werde. Während ist seine jubelnde Freude, als sie den Eid ihm nachgesprochen. Nun hat er endlich Sicherheit und Ruhe, nun kann auf diesem festen Grunde ein besseres Leben beginnen. Er segelt sorglos aus dem Hasen und das Unmögliche wird Wirklichkeit. In einem wilden Taumel bricht Hedwig ihren Schwur. Als Drühs am nächsten Morgen heimkehrt, findet er sein Glück in Scherben. Der rasende Schmerz geht über in ein dumpfes Erstaunen, wie Gott solchen Frevel straflos habe geschehen lassen! Zweifel und religiöse Wahnideen jagen im bunten Wirbel durch den zerrütteten Sinn und mit dem Kinde auf dem Arm, dem Kinde, bei dessen Haupt die Mutter geschworen, stürzt er sich von dem Hafendamm ins Wasser. Nirgends sinkt das Stück, wozu der Stoff so leicht verführen könnte, ins Melodramatische. Bei der intim nianzierenden Charakteristik des Ehepaars, dem Geschid, mit dem die Situationen Bühnenwirkfam gestaltet und berekettet sind, wäre es unbillig, sich über die hier und da mit unterlaufenden Unwahrscheinlichkeiten aufzuhalten.

Vortrefflich war Franz Nolan als der schüchternere, schmerblütige Fischer. Aus dem weitergebräunten Antlitz, den blauen Augen strahlte förmlich die innere Ehrlichkeit. Jede Bewegung paßte sich organisch der Natur der Rolle an. Aber noch höher stand vielleicht die Leistung Elise Wasas, so wunderbar gelang ihr der Ausdruck aufglühender Liebesleidenschaft und dann die abgrundtiefe Reue. Sie gab dem Weibe eine feine, stolze Anmut, ohne doch die durch das Milieu bestimmten Grenzen zu überschreiten. Sehr gut waren auch Pategg als Dorfpastor, Agnes Werner in der Rolle der

Mutter Drühs, Thurner in der des alten Dorfschullehrers. Nur Herrn Paeschles Heinrich litt unter Manieriertheit. dt.

### Medizinisches.

hr. Geht das Zahnen der Kinder mit Schmerzen einher? Wenn die Ansicht vieler Mütter zutreffend wäre, dann müßte die Periode des Zahnens die wichtigste und allergefährlichste Periode des menschlichen Lebens sein, denn alles, was dem Säugling vom dritten oder vierten Monat seiner Lebensbahn bis zum Ablauf des zweiten Lebensjahres zustoßt, das wird vielfach dem Zahnen in die Schuhe geschoben, jeder Schnupfen sowohl wie jede Lungenentzündung, jede Verdauungsstörung soll vom „Zahnen“ kommen. Das ist aber durchaus nicht der Fall, denn man muß sich vorstellen, daß der Zahndurchbruch nicht plötzlich erfolgt, sondern ganz allmählich, so daß der Organismus sich diesen Zuständen anpassen kann. Gesunde Kinder werden also durch das Zahnen nur wenig in Mitleidenschaft gezogen und, wenn wirklich ernste Störungen beim Zahnen auftreten, so handelt es sich um schwächliche, namentlich rachitische Kinder. Bei gesunden Kindern sind demnach die Zahnbeschwerden sehr geringfügig, allerdings sind geringe Schmerzen damit verbunden insofern die örtliche Reizung des Zahnfleisches, was sich durch den reichlichen Speichelfluß zu erkennen gibt, und daran, daß das Kind alles, was ihm in die Hände kommt, nach dem Munde führt. Daß das Kind einigen Schmerz empfinden muß, erhellt daraus, daß es beim Hervordrängen der Zähne oft laut aufschreit und im Schlafe zusammenschredt. Lange hält der Schmerz jedoch nicht an, denn das Kind beruhigt sich bald wieder. Die meisten Beschwerden verursacht das Hervordrängen der Eckzähne. Da das Weichen auf harte Gegenstände schmerzstillend wirkt, so kann man dem Kinde einen Kautschudring geben, auch wirkt öfteres Waschen des Mundes und Betupfen des Zahnfleisches mit kaltem Wasser kühlend auf die gereizte Schleimhaut.

### Humoristisches.

— Das Wichtigste. Junge Frau (nachdem sie das Essen gründlich verdorben hat, zum Dienstmädchen): „So, das Wichtigste ist getan; jetzt können Sie . . . weiterkochen, Anna!“

— Von der Sekundärbahn. Postbeamter (zum Heizer): „Meier, heute müssen Sie schon eine Schaufel Kohlen mehr opfern, heute haben wir einen „Expresbrief!“

— In der Verlegenheit. Arzt: „Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß das Bier während Ihrer Krankheit ein großes Gift ist — und was tun Sie nur da?“

Wauer (den Maßkrug mit beiden Händen haltend): „F . . . i . . . wollt' mi' eben vergiften!“ („Meggendorfer-Blätter“.)

### Notizen.

— Ein Preisausschreiben für ein Nibelungen-Volksschauspiel erläßt das Bürgermeisteramt Böcklarn (Niederösterreich) und der dortige Nibelungen-Denkmal- und Volksschauspielverein „Wachlaren in Wien“. Das Volksschauspiel, dessen Ausführung durch Darsteller aus dem Volke möglich und das dem deutschen Nibelungenagentkreise zu entnehmen ist, jedoch so, daß das Hauptgetwöl auf die in den österrreichischen Donaugebieten spielenden Vorgänge (Böcklarn, Melk, Wien) gelegt wird. Der Preis beträgt 5000 Kronen und 6 Proz. Lantieme. Der Verein erwirbt damit das ausschließliche Aufführungsrecht des Stüdes, das nur in Böcklarn zur Aufführung gebracht werden darf. Für zwei weitere Stüde sind Ehrenpreise und Anlauf des Aufführungsrechts in Aussicht genommen. Neueste Einreichungsfrist ist der 1. Januar 1906.

— Tolstoj hat ein neues Drama „Hinter den Coulissen des Krieges“ geschrieben. Da die Aufführung in Rußland verboten wurde, stellt der Autor sein Werk allen europäischen Bühnen zur freien Verfügung.

— „Traumulus“ hat bei der Aufführung im Wiener Burgtheater keinen durchschlagenden Erfolg errungen.

— Bei Bodman sind im Bodensee in letzter Zeit reichliche Pfahlabauende gemacht worden: schön verzierte Töpfe aus Ton, Steinbeile, Peile in Hirschhorngriffen, Feuersteimpfeile, Nadeln, Schaber, Sägen (eine aus Feuerstein in Holz eingelegt), Spinnwirtel, Schmudgegenstände aus Horn und Bein usw.

— Die Gletscher der Adula- und Surettagruppe sind im Jahre 1904 alle zurückgegangen. Der Paradiesgletscher ging um 22 Meter, der Zapportgletscher um 10 Meter, der Tambogletscher um 7 Meter zurück, während im Jahre 1903 der Paradiesgletscher um 1 Meter gewachsen, der Zapportgletscher um 4 Meter und der Tambogletscher um 1 Meter zurückgegangen war.

— Von den Eisenbahndirektionen Essen und Kattowig werden versuchsweise größere Wagen zum Transport von Massengütern eingeführt, die den Vorteil eines günstigeren Verhältnisses von Eigengewicht zu Nutzlast bieten. Für Kohlentransport werden Wagen mit 20 Tonnen Ladefähigkeit eingestellt, für größere Versandstücke Plattformwagen für ein Gewicht von 30 Tonnen; für Ausnahmefälle sollen auch einige Wagen für 60 Tonnen und 80 Tonnen gebaut werden. Im Saargebiet kommen auch Trichterwagen, die sich nach unten selbsttätig entladen, zur Verwendung.